

Robert Indermaur: Der Nacherfinder. Flug. 1986.
 Öl auf Bodentuch, 150×150 cm; unten: Der Nacherfinder.
 Rad. 1986. Öl auf Bodentuch, 150×150 cm;

Rechts: Feuerschlucker.
 1986. Öl auf Bodentuch, 200×250 cm





Überlebenszeichen

*Die Schriftstellerin Sibylle Severus
besuchte den Bündner Künstler Robert Indermaur
in seinem Atelier in Almens*

«Man muss die Menschheit lieben, um in das eigentümliche Wesen jedes einzudringen; es darf einem keiner zu gering, keiner zu hässlich sein, erst dann kann man sie verstehen; das unbedeutendste Gesicht macht einen tiefern Eindruck als die blosser Empfindung des Schönen...»
Georg Büchner

An der Aussenfassade des Bahnhofs Chur sitzt ein älterer Mann auf einem Klappstuhl, er spielt Geige. Man hört ihn gut, obwohl er so zweidimensional ist wie sein unverrückbarer Schatten; er ist eine Wandmalerei von Robert Indermaur. Früher, vor der Renovation des Bahnhofs, stand der Violinspieler. Die SBB haben Robert Indermaur gebeten, den Geiger doch noch einmal auf die frische Wand zu malen. Nun liess ihn der Künstler sitzen, denn jetzt darf der Musiker bleiben. Mehrere der lebendigen Wand-Figuren Indermaurs weisen in einem symbolischen Kreis auf das Kunstmuseum, gehören zur Stadt, werden geachtet, laden ein zum Diskurs.

In Chur ist Robert Indermaur vor vierzig Jahren geboren, hier hat er die Schulen besucht und das Lehrerseminar abgeschlossen. Von hier ist er ausgezogen, zurückgekommen und wieder fortgegangen.

Ausgezogen ist er zuerst nach Paris. Er betrat für einige Atemzüge die Akademie Julien, bekam keine Luft in dem dunklen Betrieb, malte in den Strassen, suchte weite Räume. In Stockholm zeichnete er auf den Asphalt, bis jeweils die Polizei anrückte, um eine Gebühr für die Strassenreinigung zu erheben.

Ein Jahr hat er in Chur unterrichtet, bevor er wieder fortzog, nach Asien, bis nach Australien; durch

die Sahara bis in das Innere Afrikas. Auch Amerika hat er bereist. Er hat die möglichen Aussenräume gesehen, hat die Weite und die Stille erlebt, hat vertraute und fremde Landschaften in sich aufgenommen.

Zurückgekehrt nach Chur, musste sich Robert Indermaur zuerst selbst finden und die Figuren – seine Spieler – entdecken. Neben dem Malen gründete er ein Kleintheater, zusammen mit Barbara Gerber, seiner späteren Frau. Er fand zurück zum Spiel, zu den den Kindern erlaubten und den Erwachsenen verwehrtten ernstesten Spielen. Das Theater wurde, vom Bühnenraum und dessen Bedingungen her, eine Quelle der Inspiration für sein Werk.

1983 zog sich Robert Indermaur mit seiner Familie nach Almens zurück; in ein 250 Jahre altes Bündner Steinhaus, das letzte vor steilen Hängen. Hier lebt er, die Berge im Rücken, mit Frau und Kindern, mit Gänsen, Enten und Katzen, mit einem weiten Blick über das Tal, die Hügel, den Himmel; mit einer Aussicht, die zu schön sei zum Malen. Die Landschaft – wie auch die glücklichen Umstände in seinem Leben – sind eine Grundlage, aber nicht das Thema seines Schaffens.

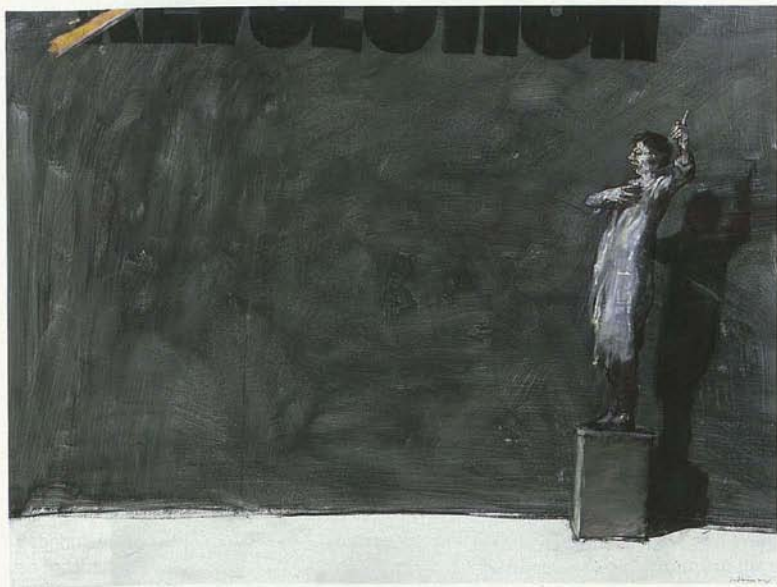
«Wir machen uns unsere Umgebung, indem wir mit ihr übereinstimmen; jeder Mensch schafft sich so viel Raum, wie er braucht, geographisch und im Kopf», sagt Indermaur.

Die niedrigen Decken und kleinen Fenster des Hauses behinderten den Künstler. In seinen Bildern gibt es selten eine Begrenzung nach oben. Er hat sich also hinten an das Haus ein Atelier angebaut, das ihm die notwendige Entfaltung in sehr grossen Formaten ermöglicht. Das Glasdach spürt man nicht;



Oben: Zwischenraum III, 1986. Öl auf Bodentuch, 150×150 cm;

unten: Zwischenraum IV, 1986. Öl auf Bodentuch, 150×150 cm



Oben: Evolution. 1987. Gouache,
100×140 cm;

unten: Bühne I. 1987.
Gouache, 100×140 cm

Dimensionen, Werkzeuge, Materialien stehen zur Verfügung, mit deren Hilfe er sein Thema, den Raum, angehen und darin fortfahren kann, bis es ausgelotet ist und etwas anderes beginnt.

Die Welt-Räume werden in seinen Bildern zu Innenräumen, Spielräumen, Zwischenräumen, immer aber zu einer Bedingung für seine Figuren. Sie nehmen es in Gruppen oder allein, mit ihren Schatten, ihren Balanceakten, mit ihren Luftsprüngen, ihren Klettereien, ihren Erfindungen mit dem Raum auf. Sie besetzen das Chaos, machen es für Menschen überhaupt bewohnbar. Plump, wie sie sind, versuchen sie die Schwerkraft zu überlisten. Sie tun so, als könnte der Raum sie nicht verschlucken, Luft und Wasser sie tragen; als könnte der Boden, die dünne Kruste, nicht einbrechen. Seine Figuren genügen sich in der Nacherfindung längst erfundener Geräte. Egal, wie sinnvoll oder brauchbar ihre Ideen sind; es gilt nur, sie in die Realität umzusetzen – so wie Indermaur in Chur 220 1,50 Meter grosse Ballone zusammengebunden in die Luft steigen liess, daran festgemacht ein Sitzkorb mit einem kühnen Menschen darin. Weder Luftamt noch Polizei sind für den Raum von null bis zweihundert Meter zuständig. Niemand verbot ihm, den Kindertraum zu verwirklichen. Mit Helium aufgeblasen, stieg die «Nacherfindung» kräftig ziehend in die Luft. Den Mut, einen Einfall – sei er noch so kurios und abwegig – in die Realität umzusetzen, holt sich Robert Indermaur von Christo.

Neuerdings verzichtet Indermaur mehr und mehr auf Requisiten: auf Stühle, Polster, Vehikel, Fluggeräte, auf herumfliegende Gegenstände der Phantasie. Die Figuren verlassen ihr Spielzeug, treten in Gruppen aus Räumen, auf den Betrachter zu, stehen

Spalier, sehen ihn an, fordern ihn heraus. Sie geben Überlebenszeichen aus Zwischenräumen, vom Künstler mit Kraft und traumwandlerischer Sicherheit gemalt. Er sagt, die Bilder liefen vor seinen geistigen Augen wie eine inwendige Diaprojektion ab; er brauche nur das eine oder andere herauszunehmen und sichtbar zu machen, sie seien jederzeit abrufbar. In schwarzen Skizzenbüchern werden Einfälle festgehalten, manchmal auch Texte. Anhaltspunkte, die sich während der Ausführung verändern können.

Die grossen Leinwände oder Fassaden verlangen, wegen des dichten Davorstehens, innere Augen, die aus grosser Distanz die ausführenden Hände begleiten. Robert Indermaur scheint im Raum verteilte Satelliten-Augen zu haben. Die Fülle seiner Ideen reichte für mehrere Leben. Die Sicherheit der Hand könnte von früheren Malerexistenzen stammen: ein spielerisches Indermaur-Denkmodell.

Er hätte Lust, ein Theaterstück in zehn Akten zu zehn Bildern zu malen. Das Bildertheater könnte – darüber wurde schon gesprochen – während einer Wanderausstellung seiner Werke durch die USA 1989 täglich gezeigt werden. Wie ein echter Dramatiker geht er vom Raum aus, sieht zuerst die Pfütze auf dem Boden, bevor ihn ein Dialog über Pfützen interessiert.

Seine Phantasie fliegt ihre stürmischen Flüge – die Kenntnis des Absturzes gehört dazu. Es ist das Gegenteil von Überheblichkeit, eher ein Sich-Mut-Machen – wie das seine Figuren so meisterhaft können –, wenn er sagt: «Für meine Malerei ist mein Geist, bin ich, sind meine Ideen und Fähigkeiten das Mass aller Dinge. Ich bin verantwortlich. Ich zeige, ich spreche; und alles, was da ist, ist da, weil ich will, dass es da ist.»